



Inhalt:

| | |
|---|-----------|
| Editorial | 5 |
| Liebet zuvörderst die Gerechtigkeit! | 6 |
| Das Olympia-Projekt von Peter Stein | 13 |
| Wo die Teufel ertrinken | 16 |
| Schnee von gestern – ein Fotoroman | 18 |
| Treffpunkt Architektur | 20 |
| Doppelt gemoppelt im Kulturspeicher | 22 |
| Ein neuer Kunstpreis | 24 |
| Erinnerung an die Galerie am Grasholz | 26 |
| Dies & Das – Vorschau, Rückschau und so. | 28 |
| The Gates at Central Park | 34 |



Uwe Dolata

Wirtschaftskriminalist und Publizist

Uwe Dolata

Stationen einer Wiedergeburt Sucht als Chance

Uwe Dolata, Kriminalkommissar, jagte Süchtige, bis er erkennen musste, daß er selbst süchtig geworden war. Der Autor gibt mit beeindruckender Offenheit Einblicke in seine bitteren Erfahrungen mit dem Alkohol. Erst das Erkennen der Sucht und die damit zusammenhängende Einsicht in die psychologischen Abgründe seiner Person waren der Beginn eines Genesungsprozesses, an dessen Ende schließlich ein anderer, ein geheilter, ein neuer Mensch stand. Die 5. Auflage des Sucht-Klassikers enthält das aktuelle Kapitel »14 Jahre danach«, Aphorismen des Autors sowie ein Interview mit Spiegel-Redakteur Jürgen Leinemann.

ISBN 3-9809565-5-5

R. Mankau Verlag • www.mankau-verlag.de



Akatshi Schilling & Uwe Dolata (Hg.)

Korruption im Wirtschaftssystem Deutschland Jeder Mensch hat seinen Preis ...

»Korruption in Deutschland ist (...) nicht die Tat eines Einzelgängers, sondern eine gesellschaftliche Veranstaltung.« Dr. Wolfgang Hetzer, Abteilungsleiter im Europäischen Amt für Betrugsbekämpfung (OLAF), sowie weitere renommierte Korruptionsexperten erläutern das verbreitete Phänomen der Korruption, schildern Beispiele und erörtern Präventionsstrategien. Zu den Autoren dieses einmaligen Bands gehören u.a. auch der bekannte Frankfurter Oberstaatsanwalt Wolfgang Schauensteiner, der Mafia-Experte Jürgen Roth sowie der Wirtschaftskriminalist und Mitherausgeber Uwe Dolata.

ISBN 3-9809565-0-2

R. Mankau Verlag • www.mankau-verlag.de

Doppelbilder von Himmel und Erde



ANDI SCHMITT

Andi Schmitt
Maingasse 16A
97236 Randersacker
09 31 – 809 87 56
www.andischmitt.de



GALERIE *Schwarzweiler*

Helmut & Rita Schwarzweiler

**Ständige Ausstellung
zeitgenössischer
Kunst aus Franken**

Kathrin Feser
Margot Garutti
Herbert Janouschkowetz
Renate Jung
Peter Paul Krenek
Curd Lessig
Luigi Malipiero
Steffi Mayer
Herbert Mehler
Joachim Schlotterbeck
Burkhard Schürmann
Dieter Stein
Peter Stein
Josef Versl
Sonja Edle von Hoessle
Julian Walter

**Galerie
Schwarzweiler**
Alfred-Nobel-Str. 18
97080 Würzburg
Beratung: Martin Sinn
(Freitag und Samstag)

Mo–Fr: 9.30–18.30 Uhr
Sa: 9.00–14.00 Uhr



Martin Sinn – Porträt von Peter Stein

Impressum

Die **nummer** wird herausgegeben vom **Kurve e. V. – Verein zur Förderung von Kultur in Würzburg**.

Kontaktadresse:

nummer

c/o kleinesgrafischesbuero
Frankfurter Straße 5
97082 Würzburg
Tel.: 0931–2879620
Fax: 0931–2879621
mail@nummer-zk.de

Redaktion:

Jochen Kleinhenz (V. i. S. d. P.),
Angelika Summa, Wolf-Dietrich
Weissbach (wdw).

Autoren, red. Mitarbeiter:

Stefan Diller, Christian Grumbach,
Josef Kern, Helmut Klemm,
Berthold Kremmler, Manfred
Kunz (maz), Ulrich Pfannschmidt,
Achim Schollenberger (akimo),
Jürgen Zink (jz).

Umschlaggestaltung

nach einem Konzept von Akimo.

Umschlagfarbe:

HKS 38 gesponsert von Gert V.
Schollenberger, Leingarten.

Layout & Satz:

Jochen Kleinhenz.

Anzeigenbetreuung:

Verena Schnitzler
(anzeigen@nummer-zk.de)

Für die Inhalte der Artikel sind die Autoren selbst verantwortlich.
Unverlangt eingesandte Manuskripte sind ausdrücklich willkommen, können aber nicht zurückgesandt werden.

Liebe Leserinnen und Leser, liebe Kulturschaffende und -interessierte,

heute an dieser Stelle kurz ein paar Worte zum generellen Konzept der **nummer**, vor allem aber zu dem Mehrwert, den dieses uns allen bietet:

Die **nummer** wird von einem zu diesem Zweck gegründeten Verein herausgegeben: *Kurve e.V. – Verein zur Förderung von Kultur in Würzburg*. Der Verein ist gemeinnützig konzipiert, die Mitgliedschaft steht allen frei.

Die sog. **nullnummer**, Mitte November 2004 erschienen, hat das Konzept einer »unabhängigen Kulturzeitschrift für Würzburg und Umgebung« erstmals der breiten Öffentlichkeit vorgestellt. Seit Januar 2005 erscheint die **nummer** jeweils in der ersten Woche eines Monats mit einem Gesamtumfang von 36–40 Seiten, bei einer Auflage von derzeit 1500 Exemplaren. Der redaktionelle Teil mit mehrseitigen Schwerpunktartikeln dominiert. Dennoch sind wir auf Werbung angewiesen; die Anzeigenpreise dafür liegen zwischen € 70 und € 240.

Editorial

Eine Besonderheit bildet das

Künstler-Portfolio

, das dem redaktionellen Teil vorgelagert ist (siehe linke Seite und die beiden davor) und das Künstlern, Autoren oder Initiativen die Möglichkeit zur ganzseitigen Selbstdarstellung bietet, bei gezielter Verteilung der **nummer** an kulturell relevanten Orten und an ein kulturell interessiertes Publikum – für gerade mal € 150. Wieviele Postkarten verschicken Sie, wenn Sie auf Ihr Tun aufmerksam machen wollen?

Bekennen Sie Farbe! Sie bestimmen, welche Farbe die nächste **nummer** bekommt – vorne natürlich, auf dem Titel. Dafür gebührt Ihnen ein Platz im Impressum – und der Dank eines ganzen Vereins. Für € 100 (HKS) oder € 125 (Pantone). Idee: Verschicken Sie doch die Farbe als Gruß.

Die nummer im Abonnement.

Die **nummer** ist vor allem eine *Idee* – nicht im Sinne eines Zukünftigen, sondern eines Hier und Jetzt. Sie liegt vor Ihnen – vielleicht schon zum vierten Mal? Sie hat Zeit gekostet (»Gerne«), Kraft gekostet (»Gerne«), Geld gekostet (»Hast Du Geld gesagt?«); sie kostet eben. Ob Sie als Leserin oder Leser jedes Thema interessiert, Sie jedem Autor zustimmen oder sich bloß ärgern: Unterstützen Sie doch das Medium mit einem Abonnement (Formular und Preismodelle dem Heft beiliegend, oder online unter www.nummer-zk.de), und begutachten Sie zuverlässig Monat für Monat ein Resultat Ihres aufgeklärten Verhältnisses zu Ideen – Ihren eigenen wie denen anderer!

Begutachten Sie jetzt jedoch die vorliegende Ausgabe – wir haben uns diesmal nicht nur den Kopf zerbrochen, sondern auch jede Menge Köpfe in das Heft gepackt.

Jochen Kleinhenz



Was veranlaßt eine hübsche, junge Frau, ihre Hand lächelnd in den Rachen eines Löwen zu legen? Boccaccio erzählt diese Geschichte, und Cranach hat die Szene gemalt. Es geht dabei um den »Mund der Wahrheit« – beißt der Löwe zu, ist die Probandin der Untreue überführt, bleibt er brav, gilt das als Beweis der Unschuld.

Dem heutigen Betrachter sind solche Motive kaum noch verständlich. Die Themen Recht und Gerechtigkeit spielten in der Kunst vergangener Epochen eine große Rolle, und auch in der Gegenwart wird – wie das Beispiel des Würzburger »Justiz-Männleins« nachhaltig belegt – lebhaft über die Visualisierung des Phänomens Recht disputiert. Mehr oder weniger kompetente Berichte, Kommentare sowie eine ungewöhnlich hohe Anzahl von Leserbriefen pro und contra Justiz-Männlein füllten im Februar 2005 die Tageszeitungen. Sogar den Künstler ließ man zu Wort kommen. Die parallel diskutierte Frage, ob der Bischof einen nackten Christus aus dem Museum am Dom entfernen dürfe, geriet ob des Streits um das Männlein in den Hintergrund.

Die Debatten um die Männlichkeit des Erlösers wie um jene der auch »Justitius« genannten Plastik im Umfeld des neuen Würzburger Justizzentrums weisen eine erschreckende Gemeinsamkeit auf: Sie frappieren durch Intoleranz und Unkenntnis kunst- und geistesgeschichtlicher Grundlagen. Wer sich je ernsthaft mit Michelangelo beschäftigt hat, braucht nicht prüde an der Nacktheit einer Jesus-Darstellung herumzumäkeln. Und wer seinen Blick auf die Historie der Rechtsvisualisierung lenkt, erkennt rasch, daß Würzburg mit Thaddäus Hüppis »bunter und clownesker Justitia-Figur« (O-Ton Volksblatt) zum Schauplatz einer klassisch zu nennenden Provinz-Posse geworden ist.

Eine fundierte Auseinandersetzung mit Hüppis Werk sollte vom Ansatz ausgehen, wie es gestaltet wurde, was es auszusagen vermag, wie es der Künstler selbst und die unterschiedlichen Rezipienten (richtig oder falsch) interpretieren, ob es in einer Tradition steht oder bewußt mit ihr bricht. Muß Kunst provozieren, um überhaupt wahrgenommen zu werden? Darf Kunst entsorgt werden, wenn sie Widerspruch erregt?

Bereits die Antike kannte allegorische Figuren wie Dike, Themis und Nemesis, die den Gedanken des Rechts symbolisierten. Später stößt man allenthalben auf Bilder, die Christus als Weltenrichter zeigen, auf Darstellungen des Salomonischen Urteils sowie auf Justitia, die am weitesten verbreitete Allegorie der Gerechtigkeit.

Die Moderne ist gekennzeichnet durch einen Paradigmenwechsel: Daumier geißelte mit seinen Karikaturen die negativen Seiten, den Mißbrauch der Rechtsprechung, die Künstler befassen sich nun mit dem Unrecht, etwa René Magritte mit seinem »Der bedrohte Mörder«, Picasso mit »Guernica«, John Heartfield lieferte die bitterböse Fotomontage »Der Henker und die Gerechtigkeit«.

Liebet zuvörderst die Gerechtigkeit!

Der gebildete Betrachter von einst hatte kein Problem, auch kompliziertere Bildprogramme zu entschlüsseln. Spannend wird es bei Lorenzettis Fresken im Palazzo Pubblico in Siena aus den Jahren 1338/39. Zentrale Figur der als Warnung an die Ratsherren zu interpretierenden »Schlechten Regierung« ist eine Tyrannia mit Teufelshörnern, Reißzähnen und dummlichem Silberblick.

Um sie herum hat der Künstler die Laster versammelt: die Grausamkeit, welche ein Kind erwürgt, den Verrat, den Betrug, die Wut, Zwietracht sowie die Personifikation des Krieges. Um das Haupt der Tyrannia sind drei weitere Gestalten: Geiz, Hochmut und Eitelkeit.

Zu Füßen dieser unseligen Versammlung lagert traurig eine blonde Frau in weißem Gewande, die Hände im Schoß überkreuzt: Justitia; ihrer zerstört am Boden liegenden leeren Waage beraubt. Bei der »Guten Regierung« hingegen thront Justitia neben dem Regenten, über ihr Sapientia, die Heilige Schrift und die Waage in Händen, deren Schalen Justitia im Gleichgewicht hält. Ohne Zweifel haben die Auftraggeber das Bildprogramm vorgegeben, welches auf die Aristoteles-Kommentare Thomas' von Aquin zurückgeführt werden



kann. Wichtig auch die Arbeit »De iustitia« des Dominikaners Remigio de' Girolami und die Salomonische Weisheit aus dem »Liber sapientiae«, die als Schriftzug die Gestalt der Gerechtigkeit rahmt: »diligite iustitiam qui iudicatis terram«, also: »Liebet die Gerechtigkeit, ihr, die diese Welt regiert!« – ein Satz, den Dante im »Paradies« erneut aufgriff: »diligite iustitiam primai.« (»Liebet zuvorderst die Gerechtigkeit!«)

Vorbei die Zeiten, als Eunomia, die Gesetzlichkeit, an deren Knie die Gesetzestafeln lehnen, sich einer gewissen Bekanntheit zu erfreuen vermochte, in Vergessenheit geraten das »Auge der Wachsamkeit«. Justitia mit Augenbinde, Schwert und Waage hat mittlerweile ebenso ausgedient wie Tugend- und Laster-Allegorien.

Die Kunst der Moderne geht andere Wege. Gustave Courbet verzichtete 1870 darauf, mit dem Orden der Ehrenlegion geehrt zu werden und schrieb dem Ministerium: »Der Staat ist nicht zuständig in Sachen der Kunst. Seine Einmischung ist unheilvoll ...« und führt – angesprochen ist die akademische Monumentalkunst der Zeitgenossen, wie sie auch in den Justizpalästen des 19. Jahrhunderts anzutreffen war – zur »unfrucht-

barsten Mittelmäßigkeit«. So nimmt es nicht Wunder, daß es in Wien zum Skandal kam, als Gustav Klimt 1892 ein innovatives ikonographisches Programm für die Decke der Universitäts-Aula vorlegte. Ziel war die allegorische Darstellung der vier Fakultäten. Sein monumentales Plafondgemälde zum Thema Recht präsentierte einen nackten, ausgemergelten Alten als Angeklagten, als armen Sünder mit tief gesenktem Kopf und gekrümmten Rücken. Um ihn schlägt ein Polyp – Symbol des Gewissens – die Fangarme, der Mann erscheint als unrettbar Verurteilter, der darüber hinaus noch von »drei körperlosen Gespenstern gequält« wird, die ein Kritiker als »Lemuren des 20. Jahrhunderts« bezeichnete. Darüber sah man drei Frauengestalten als Allegorie der Gerechtigkeit zwischen Gesetz und Wahrheit, hinter denen die Richterschaft erschien. Karl Kraus bemängelte, Klimt »wollte die Jurisprudenz malen und hat das Strafrecht symbolisiert«.

Rasch formierte sich Widerstand, man stellte sich gegen die avantgardistischen Bilder. Knapp 90 Professoren unterschrieben eine Petition gegen die neue »Bildsprache«; in der Begründung hieß es: »Wir kämpfen nicht gegen die nackte und gegen die freie Kunst, sondern gegen die häßliche«. Die »Artistische Kommission« der Universität Wien lehnte die Bilder 1905 endgültig ab.

Kommt uns das nicht irgendwie vertraut vor?

Die heutige Künstlerschaft zeigt sich vom Thema Recht relativ unbeeindruckt, sieht man von den lukrativen »Kunst am Bau«-Wettbewerben ab, bei denen es in der Bundesrepublik Deutschland immerhin um 0,5 bis 2 Prozent der Bausumme geht.

Beispiel Düsseldorf: Dort fand 1958 ein Wettbewerb zur Gestaltung des Justiz-Hochhauses statt, an dem Joseph Beuys mit der Skulptur »Justitia/Sybillia« teilnahm. Er verschmolz Konzepte und Motive unterschiedlicher Traditionen, indem er Assoziationen zu Seher-Kugeln und der Waage der Justitia herstellte. Das Vorhaben wurde seinerzeit (man ist geneigt zu sagen: »natürlich«) nicht verwirklicht. Güsse der Skulptur befinden sich im Museum Ludwig in Köln und im Hessischen Landesmuseum Darmstadt. Im Oberlandesgericht Düsseldorf erinnert immerhin eine Fotografie an das Werk.

Der israelische Künstler Dani Karavan, Peter Weibel und Jochen Gerz greifen bei unserer Thematik auf das Medium Sprache zurück. Der 1963 entworfene Innenhof des Justizgebäudes in Tel Aviv war Karavans erster Versuch eines »totalen Ambientes«. Unter anderem präsentiert es einen Block in Form eines dicken, entrollten Pergaments, in das die Verse des 21. Kapitels des zweiten Buches Mose eingraviert sind, die von den Gesetzen handeln.

Ähnlich verfuhr der Künstler bei seiner »Straße der Menschenrechte« beim Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg. Auf Betonpfeilern kann der Betrachter die Kurzfassung der 20 Artikel der Menschenrechtserklärung der Vereinten Nationen von 1948 lesen, und zwar in den unterschiedlichsten Sprachen und Schriftformen.

Weibels »Das Recht mit Füßen treten« entstand 1993. Die Installation zeigt an einer Wand die Grundformen der Bauhaus-Geometrie – Quadrat, Dreieck und Kreis – sowie auf dem Boden angeordnete Platten, welche die Aufschrift »Recht« tragen. Der Betrachter wird beim Begehen genötigt, »Recht« mit seinen Füßen zu treten. Erstmals visualisierte Weibel diesen Gedanken im Mai 1968; gemäß dem seinerzeit virulenten »anarchischen Aktionismus« wurde der Besucher zum Akteur, der über die damals mit Kreide auf den Boden geschriebenen Worte des »Text-Environment« zu trampeln hatte.

Weibel ist auch am derzeit im Entstehen begriffenen Karlsruher »Platz der Grundrechte« beteiligt, dessen Realisierung in den Händen des Aktionskünstlers Jochen Gerz liegt. Dieser sammelte 48 Aussagen zum Begriff Recht, welche auf Straßenschildern erscheinen sollen. Als Interviewpartner dienten ihm neben Peter Weibel der Philosoph Peter Sloterdijk, die ehemalige Bundesverfassungsgericht-Präsidentin Limbach, andererseits auch ein Strafgefangener. In der reinen Textualisierung findet man so trivial wirkende Aussagen wie »Ihrem Wesen nach sehnt sich die Gesellschaft nach dem Recht«. Als Standorte sind das BVG sowie der BGH vorgesehen, der Ort, an dem Generalbundesanwalt Siegfried Buback 1977 einem Terroranschlag zum Opfer fiel, der Schloßplatz, auf dem 1767 die Aufhebung der Folter verkündet wurde, sowie ein Gelände, auf dem 1844 die letzte Hinrichtung in Karlsruhe vollzogen wurde.

Weitere Beispiele zeitgenössischer künstlerischer Auseinandersetzung mit dem Thema Recht: Im Regensburger Schwurgerichtssaal erstreckt sich hinter der



Richterbank eine von Astrid Schröder gestaltete, leicht gekrümmte Wand. Sie besteht aus gut 45 000 senkrecht verlaufenden Linien unterschiedlicher Gelbtöne. Aus der Entfernung wirkt die Komposition wie eine strukturierte Fläche, doch aus der Nähe werden die Unterschiede deutlich. Die Süddeutsche Zeitung spekulierte darüber, ob die Jury an »Parallelen zur Arbeit der Justiz« dachte: »Von außen erscheint die Behörde als geschlossenes Ganzes, bei näherer Betrachtung aber geht es um Einzelfälle – um Menschen, Verbrechen, Streitfälle, Anklagen und Urteile.«

In einem weiteren Saal findet sich ein fotorealistisches Gemälde, das eine Bergkiefer vor hellblauem Himmel zeigt, möglicherweise eine Anspielung auf die bekannte Metapher »Über dem Landgericht wölbt sich nur der blaue Himmel« – sprich: Hier befindet sich die letzte Instanz, der Himmel ist rechtsmittelfrei.

Blicken wir auf die Ausstattung des Bundesjustizministeriums in Berlin: Ziel eines Wettbewerbes war es, die Verkündung der Reisefreiheit für DDR-Bürger am 9. November 1989 zu würdigen und zu interpretieren. Der Ort, der Konferenzsaal, ist nicht mehr erhalten,

gleichwohl soll im ehemaligen Eingangsbereich des internationalen Presseentrums der DDR an das historische Ereignis erinnert werden. Im Mai 2000 entschied sich das Preisgericht für eine Arbeit von Ulrich Schröder, da sie »die Bedeutung der Geschehnisse mittels klarer, nachvollziehbarer Symbolik vermittelt«. Sie besteht aus 30 leicht schäbig anmutenden Stühlen auf einer begrenzten schiefen Ebene (Situation der Pressekonferenz!) sowie einem Plasmabildschirm, auf welchem Meereswellen zu betrachten sind; sie wurden als »Versprechen von Unbegrenztheit und Freiheit« oder als »Bild der Zukunft« interpretiert.

Welche Erwartungen an heutige *Kunst am Bau* geknüpft werden, verdeutlicht aktuell das Würzburger Strafjustizzentrum. Auf der Basis offizieller Verlautbarungen berichtete eine Lokalzeitung ausführlich und mit Bild über die Entscheidung des Wettbewerbs, bei dem es um ein Volumen von 100 000 Euro geht. Den ersten Preis erhielt die Arbeitsgemeinschaft Christian Hörl, Waltraud Funk und Gerhart Kindermann für eine Komposition, die wie folgt beschrieben wird: »Mehrere massive, schubladenartig aus der Wand austretende Acrylglas-Bildtafeln werden an den Sichtbetonwänden im Eingangsbereich und gegenüber den Sitzungssälen installiert«. Anschließend kommt Hörl selbst zu Wort: Man sehe Fotografien »von Alltagssituationen des Lebens, aus denen Konflikte entstehen, die dann im Gericht erörtert werden.« Dies geschehe in drei Ebenen mit als Dias erscheinenden Landschaftsbildern aus Würzburg und der Umgebung, »aus Details, zum Beispiel Zahnputzbecher, und Ebene drei zoomt Details zu Form und Farbe«. Die »Dreidimensionalität der Dias soll die Dreidimensionalität des Gerichtes wiedergeben. Jeder betrachtet die jeweils zu verhandelnde Situation aus einer anderen Perspektive«. Der zweite Preis wurde für eine Arbeit vergeben, die den »Lebensweg« symbolisiere, der stets etwas mit Hoffnung zu tun habe; einen dritten Preis billigte die Jury Glasplatten »in Form von Rechtswegen – schiefe Bahn, fester Tritt« zu.

Aus all diesen Beispielen vermag man deutlich zu erkennen, daß Figuratives bei der Justiz kaum mehr gefragt ist. Mit dem Siegeszug der Abstraktion und Gegenstandslosigkeit ging die Diffamierung des im Nationalsozialismus wie in den Ländern des Ostblocks politisch mißbrauchten Realismus einher. Auf der Tagesordnung stehen mittlerweile offensichtlich der

Unverbindlichkeit verpflichtete Werke, denen mitunter mit rhetorischer Akrobatik und wortreicher Argumentationspoesie konstruierte Sinnzusammenhänge beigefüttert wurden. Stets scheint das höchste Ziel zu sein, den Schatten der Kunstgeschichte zu fliehen und um jeden Preis »innovativ« zu erscheinen. Fragen der menschlichen Existenz in all ihrer Gefährdung klammert man möglichst aus, man bevorzugt – darin durchaus vergleichbar gewissen Tendenzen der dem Sakralen gewidmeten Kunst – symbolisch aufgeladene Farben und Formen.

Warum dieser Paradigmenwechsel? Schließen die verantwortlichen Jurys reflektierendes Verständnis der Rezipienten bei figürlicher Kunst a priori aus? Hält man den heutigen Betrachter – ketzerisch gefragt – gar für un-»gebildeter« als vergangene Generationen? Allegorien werden für unzeitgemäß und unzumutbar gehalten, werden in einer multikulturellen Gesellschaft längst nicht mehr von allen entschlüsselt. Die logische Folge sind Werke, die als »l'art pour l'art« funktionieren wollen und sollen, statt wie früher die Auseinandersetzung mit Grundwerten der Philosophie, der Mythologie, des Glaubens anzustreben.

Darf, ja muß man hier von einem *Iconic turn* sprechen? Sicher ist eines: Allegorische Figuren haben weitgehend ausgedient. Mag die Justiz immun gegen tradierte Formen der Rechtsvisualisierung geworden sein, so finden sich doch immer noch Künstler, welche über die Darstellung reiner Körperlichkeit wie über psychologische Ausleuchtung weit hinaus zielen.

Zu ihnen zählt der in Baden-Baden lebende Künstler Thaddäus Hüppi, Schöpfer des eingangs erwähnten »Justiz-Männleins«. Seine bunte, bemalte Bronzeplastik sorgte für Schlagzeilen, Leserbriefe und letztlich für ein Machtwort des Gerichtspräsidenten, der das Kunstwerk nach nur 13 Tagen entfernen ließ.

Hüppi wurde 1963 in Hamburg geboren. Er absolvierte eine Lehre als Bau- und Möbelschreiner, dann folgte ein Studium an den Hochschulen für Bildende Künste in Hamburg und Frankfurt a. M. Er fertigt Skulpturen, die »aus der Realität hinausweisen und stets schmeichlerisch schön, pastellig und lieb wirken. Er hat dabei den Wurzelgeist, das Gnomgesicht, die Sockelfigurine, den Brunnen und den Wasserspeier neu erfunden, skulptierbare Motive, die gegenwärtig kaum mehr gewagt werden können, weil sie so gegensätzlich



zum rationalen Denken sind«, wie Susanne Titz in einem Katalogtext (Quelle: Internet) schrieb.

Als Reaktion auf das unglücklicherweise gegen Ende der Faschingszeit aufgestellte »Justiz-Männlein« war eine Reihe von Leserbriefen zu verzeichnen, darunter einer in der für Büttreden typischen Reimform. Man diffamierte das Kunstwerk als »Symbolfigur für die Fasnacht« und als »Kasper des Hochbauamtes«. Das Volksblatt titelte kurz vor Ablauf der sogenannten fünften Jahreszeit »Justitia auf Faschingstour«.

Stein des Anstoßes ist eine farbig gefaßte Bronze von etwa einem Meter Höhe, welche eine rotwangige Figur in blauweiß kariertem Kostüm vorstellt, die in der einen Hand eine Kugel und in der anderen ein Ei balanciert.

Was von besorgten Lesern für einen Faschingsscherz gehalten wurde, entpuppte sich rasch als Bestandteil der »Kunst am Bau«-Maßnahmen. Die Mehrheit einer neunköpfigen Jury hat sich für Hüppis Werk ausgesprochen, der in einem Zeitungsartikel ausführlich zitiert wird: »Einerseits greift die symbolische Geste der Figur jene der blinden Justitia auf, die unbeeinflußt »gerecht« – also mit verbundenen Augen – abwägt, andererseits sehen wir eine Figur, die mit sehendem Auge Ei und Weltkugel gegeneinander ausspielt: Wer sieht, entdeckt die Welt, wie Kolumbus mit seinem Ei die Kugelgestalt der Welt verdeutlichte und das Zeitalter der Moderne einläutete. Und eine moderne Justiz muß die Augen offen halten für alle Umstände, Einflüsse und Zustände, um Gerechtigkeit zu ihrem Recht zu verhelfen. Insofern macht die scheinbar heitere Figur fragen, ob Blindheit ein Kriterium für Gerechtigkeit sein kann.«

Den Leserbriefen vermochte man durchaus ernstzunehmende Argumente, aber ebenso hanebüchene Unfug zu entnehmen: »Das bunte Männlein erfüllt aber eine wesentliche Aufgabe von Kunst: Es regt an, regt auf, provoziert« heißt es unter Bezugnahme auf Theodor W. Adornos Forderung, Kunst müsse Chaos in die Ordnung bringen. »Endlich einmal eine moderne Betrachtung der Recht sprechenden Gewalt« äußerte ein anderer Schreiber, dem »ein bunter Blickpunkt das Gemüt erfreut und erheitert«. Interessant ist folgende Interpretation: »Ein Gerechtigkeitsfinder, der nicht mit Blindheit geschlagen ist. Ein Justus, der mit den Argumenten der Staatsanwaltschaft und der Verteidigung jongliert. Ein Suchender, der die Augen aufreißt und die

Ohren aufsperrt ...«. Ein gewisser Frust gegenüber der Justiz spricht aus der Leserzuschrift, in der man liest: die »der Politik hörige (große Ohren) Hampelfrau, die sehenden Auges mit ihrer zurechtgebogenen Denkweise (Kopfschmuck)« eiere »derart herum (linke Hand), daß sie sich eigentlich nur noch die Kugel geben kann (rechte Hand)«.«

Auf die üblichen kunstfeindlichen Attacken, Bezugnahmen auf die Faschingszeit und das beliebte »Argument« von der »Verschleuderung von Steuergeldern« lohnt es sich hier ebensowenig einzugehen wie auf vorgeblich leserorientierte Kommentare der Tagespresse. Letztere offenbarte gar ihr Demokratie- und Kunstverständnis mit einer Umfrage im Internet: Über die Hälfte der Teilnehmer sprach sich dabei für eine Entfernung der Plastik aus. Der künstlerische Stellenwert des Objektes wurde nicht hinterfragt.

Bei aller Wertschätzung der Kunst sollte man die Entscheidung des Gerichtspräsidenten respektieren, der sich auf die öffentlich geführten Angriffe zu reagieren genötigt sah. Es soll nun ein anderer Platz für Hüppis Arbeit gefunden werden, nachdem Personalvertretung sowie Staatsanwaltschaft sich Hohn und Spott ausgesetzt fühlten. Die Würde des Gerichts sei durch das Kunstwerk verletzt worden, der Anblick der bunten Plastik weder der Rechtssprechung noch der von ihr berührten Öffentlichkeit zuzumuten.

Wie dem auch sei: Der Künstler Hüppi zeigte sich ob des rigiden Umgangs mit seinem Werk »entsetzt und enttäuscht«. Seine Arbeit folgt konzeptionell der Linie eines Jeff Koons oder Paul McCarthy und erinnert ein wenig an Niki de Saint Phalles »La Justice« von 1990 im Sprengelmuseum Hannover; dort lästert niemand über die polychrome Polyesterfigur, welche das klassische Attribut der Waage variiert, indem die Brüste in Schalen verwandelt wurden.

Mit einem neuen Aufstellungsort der Hüppi-Plastik werden sich die Wogen glätten. Vorläufig. Es ist nämlich zu befürchten, daß mit der demnächst im Würzburger Justizzentrum installierten, oben beschriebenen *Kunst am Bau* aufs Neue das Geschrei um »Verschwendung von Steuermitteln« und die in »unseren schweren Zeiten« für entbehrlich gehaltene Kunst ertönt.

Josef Kern

Das Olympia-Projekt von Peter Stein

Da soll mal einer sagen, unterfränkische Künstler kämen zu Lebzeiten nie außerhalb ihres Provinznests zu Ehren!

Zwar verdankte der Maler Peter Stein den ersten Auftrag in den USA einer persönlichen Verbindung. Aber die weiteren zwei wären nie erfolgt, wären die Auftraggeber von dem ersten Ergebnis nicht so angetan gewesen. Die einzige Einschränkung, die der Künstler bei der Ausgestaltung des »Western Washington Cancer Center« hinnehmen mußte, war: »no skulls« – keine Totenköpfe. Vanitas-Stilleben mit den an die Vergänglichkeit alles Irdischen mahnenden Symbolen wollte man den Patienten der privaten Krebsklinik nicht zumuten.

Ab 1996 hing dann also im Warteraum des aus vier Häusern bestehenden Therapiezentrums in Olympia, der Hauptstadt von Washington State an der Westküste der USA, nördlich von Oregon und Kalifornien gelegen, ein riesiges, ungefähr zwei Meter auf zwei Meter vierzig großes Triptychon des Unterfranken. In nur drei Wochen ununterbrochener Arbeit hat Peter Stein das große Ölbild, eine Interieurszene, flankiert von einer Kohlezeichnung (Selbstporträt im Spiegel) und einem Gedicht von Walt Whitman (»On the beach at night alone«) fertiggestellt. Und das, obwohl der Künstler ohne irgendeine Motivvorstellung in die Staaten geflogen war.

Geschluckt habe der Chefarzt dann schon, als er seinen Plan erläuterte, unbedingt den großen, pechschwarzen Flügel, der den Warteraum beherrschte, malen zu wollen. Zuviel Schwarz macht sich in einem Krankenhaus schlecht. Aber man ließ den Künstler gewähren, und man vertraute ihm.

Was andere nicht sahen, fiel dem Künstler beim Begutachten des Raums sofort ins Auge: Die glänzende Oberfläche des Instruments fungierte wie ein Spiegel, der alle Farben in sich aufnahm. Das Schwarz löste sich förmlich auf. »Es war nicht mehr zu unterscheiden, was Flügel und was Spiegelbild war«, so Peter Stein.



Gemälde von Peter Stein für das Western Washington Cancer Treatment Center, USA. Foto: privat



Wer die Arbeitsweise des Malers mit den kompliziert ineinander verschränkten Farbflächen aus Licht- und Schattenpartien kennt, kann sich vorstellen, daß die Motivfolge Flügel, Blumenbouquet und der Blick durchs Fenster auf die Natur wie für ihn gemacht schien.

Auf die geliebte Pastellkreide mußte er wegen der Schwere des benötigten Glasrahmens aber verzichten. Stattdessen malte er in Öl, worin er sich unerfahren fühlte. »Ich bin mir wie ein Pionier vorgekommen«, meint Peter Stein. »Weit weg von hier im öffentlichen Raum in einer neuen Technik zu arbeiten, das hatte einen ungeheueren Reiz.«

2001 war Peter Stein erneut in den Staaten; er hatte den Auftrag angenommen, im Privathaus des Chefarztes eine große Wandfläche über zwei Treppen hoch mit einem Triptychon zu schmücken. Diesmal wählte er ein Blumenstilleben in Öl, das von einer Kohlezeichnung (Motiv: ein Nike-Torso seines Kollegen Günther Berger) und einem hellblauen, monochromen Feld flankiert wird. Die Zeit wäre womöglich in dreiwöchiger intensiver Arbeit ähnlich verfliegen wie fünf Jahre vorher. Dann kam der 11. September.

Peter Stein erinnert sich an »eine völlige Fassungslosigkeit« im Lande. Es sei sofort zu spontanen Anti-Kriegsdemonstrationen gekommen, was man hier nicht wahrgenommen habe. »Es gibt in den USA durchaus eine kritische Distanz«, meint er.

Private Ausflüge, z. B. nach San Francisco, werden ihm unvergeßlich bleiben: Beim Abflug in Seattle überall Leute mit Maschinenpistolen. Und ausgerechnet er wird von der Flughafenkontrolle herausgewunken, weil er ein kleines Scherchen in der Tasche hatte. »Das war sehr unangenehm.«

2004: Weil das »Western Washington Cancer Treatment Center« aus den alten Gebäuden ausziehen mußte und nicht weit davon entfernt eine neue Anlage gebaut worden war, erhielt erneut der Würzburger Künstler den Auftrag, den stark frequentierten Eingangsbereich der neuen Klinik zu gestalten, womit eine sieben Meter lange, gekrümmte Wand gegenüber dem Besucherkontor gemeint war.

Der Künstler meisterte diese schwierige Aufgabe mit der Ausarbeitung dreier 150 mal 50 Zentimeter großer, extremer Hochformate, zweier mittelgroßer Formate dazwischen und einer Anzahl kleinerer, quadratischer,

monochromer Flächen, die er in einer Wellenbewegung anordnete.

Auch diesmal alles in Öl. Die Formate waren den Gegebenheiten vor Ort, der Krümmung der Wand, der Unmöglichkeit, in diesem Gang Distanz zur Kunst zu wahren, geschuldet.

Motivisch schien der Maler das aufzusaugen, was ihn umgab: die Pazifikküste, Meer und Muscheln, die Vegetation wie z. B. den dort typischen »Matronatree« mit der orange leuchtenden, hautähnlichen Rinde, ein japanisches Teehaus, eine Dschunke, die einmal, »und als ich darauf wartete, nie wieder« vorbeisegelte.

Fünf Wochen lang stand Peter Stein sehr früh auf – »sonst nicht meine Zeit, aber später waren es dann ca. 40 Grad« – um in der Natur zu malen. Zwei Wochen brauchte er allein für einen üppigen Mimosenbaum, erzählt er. Fünf Wochen Arbeit waren es insgesamt.

Das hohe Bildformat bot sich für Landschaftsdarstellungen an, die der Künstler, der bisher Stilleben, Akte, Porträts und politisch engagierte Arbeiten bevorzugte, vorher nur »sehr peripher« gemalt hatte.

Peter Stein war glücklich über die dreimalige ungewohnt anspruchsvolle, künstlerische Herausforderung. »Das brauche ich«, sagt er. Dazu kam der eigene Ehrgeiz, eine Arbeit abzuliefern, die »lange und öfters angeschaut werden kann«. Er habe es »als großes Geschenk empfunden, für eine Zeit lang aller alltäglicher Sorgen enthoben zu sein und sich nur auf eine Sache, die Arbeit, konzentrieren zu können«.

Die Erfahrungen haben Spuren hinterlassen. Denn jetzt, wieder zu Hause, will er in der Öltechnik weiterarbeiten. Er tendiere »weg vom Trockenen zum Öl«. Trotzdem ist die Pastellkreide mit ihrer hohen Leuchtkraft und »Buntheit im besten Sinne« nicht vergessen.

Das fast fertige Stilleben »Hommage à Chaplin« auf der Staffelei bedarf nach Meinung des Künstlers noch ein paar Arbeitsstunden. »Es ist in keinem vorzeigbaren Zustand«, meint er bescheiden und schmaucht an seiner Pfeife.

Angelika Summa

Peter Stein
am 18.09.1952 in Veitshöchheim geboren; Studium der Germanistik und Kunstpädagogik in Würzburg, Berlin und Nürnberg. Seit 1982 freiberuflicher Maler. Lehraufträge an der Uni Würzburg, der Volkshochschule Würzburg und der Akademie für Gestaltung und Denkmalpflege (Ebern); zahlreiche Ausstellungen u.a. mit Günther Berger, Frankfurt, Joachim Koch, Kleinrinderfeld, und Dieter Stein, Würzburg.

Die fast bald
ziemlich weiße
Frau.

Foto: Weissbach



Wo die Teufel

Schon im Schüler-Malkasten fand Wolfgang Ullrich das Weiß merkwürdig entrückt. Es war nicht eingereicht in die Näpfchen mit den bunten Farben, sondern lag in einer Tube verschlossen am Rande. Es schien »irgendwie anders«.

Als Kunsthistoriker hat Ullrich diese kindliche Intuition mehr bestätigt als dementiert. Davon zeugt schon seine Einleitung in den Sammelband »Weiß«, den er unlängst gemeinsam mit der Literaturwissenschaftlerin Juliane Vogel herausgegeben hat. Ullrich skizziert dort eine kurze Geschichte dieser Farbe und zeigt dabei, wie sie eine »Sonderstellung« gewann und wieder verlor. Sie hatte lange als »Negation der Farbigkeit« gegolten oder als »Summe aller Farben« und war damit vom Verdacht der Oberflächlichkeit befreit, der gegen das Bunte erhoben wurde. Weiß, schreibt Ullrich, sei ein »Gewinner jener Chromophobie« und durch die Klassik um 1800 noch veredelt worden.

Im Barock hatte Weiß schon im Ensemble mit Gold und Braun eine Rolle gespielt und sich auch partiell verselbständigt. Besonders augenfällig wird das im »weißen Saal« der Würzburger Residenz. Er ist freilich nicht ganz weiß, sondern überreich mit Stuck ausgestattet, der sich von einem lichtgrauen Hintergrund abhebt und durch Lichtreflexe in dem hoch gewölbten Raum plastisch hervortritt. Die weißen Stuckaturen prägen den Gesamteindruck, aber wieder nur im Kontrast in der Raumfolge. Zwischen dem farbenprächtigen Treppenhaus und dem goldglänzenden Kaisersaal wirkt der weiße Saal als coloristische Zäsur – als farblose Pause.

Daß auch der Marmor der Antike farbig bemalt war, die »weiße Klassik« also auf einem Mißverständnis beruhte, ist schon kurz nach 1800 entdeckt worden. Damit begann die Egalisierung der Farben. Ende des 19. Jahrhunderts wurden sie vermessen und normiert, im 20. Jahrhundert zu leicht variierbaren Kaufanreizen degradiert. Dabei sind Überhöhungen abgeschliffen, Hierarchien abgebaut und Codes gelockert worden. Inzwischen sei es unüblich, meint Ullrich, Farben zu bewerten. Alle würden nun »erstmal grundsätzlich

ertrinken

gleichberechtigt behandelt«. Weiß gelte deshalb als eine Farbe wie jede andere und sei ein »Verlierer dieser Entwicklung«.

Diese Bilanz hat die Herausgeber zu der Frage motiviert, welche »Orte« heute noch von Weiß besetzt sind. Darauf reagierten die gut ein Dutzend Autoren mit Beiträgen und Bildfolgen, die überaus interessante Einblicke in die Kulturgeschichte gewähren. Der Kunsthistoriker Walter Grasskamp hat sogar eine kleine und geradezu spannende Monographie geliefert. Darin enthüllt er, daß sich der weiße Ausstellungsraum – der »white cube« – um 1900 aus einem eher praktischen Grund durchgesetzt hatte. Die wohnraumähnlichen und oft farbenprächtigen Präsentationsräume des 19. Jahrhunderts waren noch für Dauerausstellungen angelegt. Der weiße – neutrale – Hintergrund machte dagegen die flexible Hängung möglich. Das Museum, schreibt Grasskamp, »kapitulierte vor seiner eigenen Dynamik; die Unruhe der Moderne erreichte ihre Speicher«.

Auch die nationalsozialistische Kunstpolitik widersprach nicht dem »white cube«. Sowohl die Ausstellung »Entartete Kunst« als auch die »Große deutsche Kunstausstellung« – die Gegenveranstaltung – bedienten sich des modernen Konzepts. Trotzdem konnte der Unterschied kaum größer sein. Im ersten Fall unterstützte Weiß laut Grasskamp die denunziatorische Absicht, im zweiten Fall trug es zur Inszenierung einer beinahe sakralen Stimmung bei. In dieser so gegensätzlichen Wirkung tritt ein Aspekt zu Tage, der von Ullrich nicht explizit thematisiert wird, der aber in anderen Beiträgen noch deutlicher durchbricht. Das ist die Offenheit des Weißen für Projektionen unterschiedlichster Art.

Viele davon haben sich sprachlich verfestigt: Vom Weißen Sonntag über die weiße Weste, den weißen Tod bis zum weißen Blatt, der leeren Seite, die der Kulturwissenschaftler Thomas Macho zum Thema gemacht hat. All diese Wortprägungen binden das symbolische Kapital, das in diese Farbe wie in keine andere investiert wurde. Man hat göttliches Licht darin gesehen, engelgleiche Reinheit und kindliche Naivität, aber auch Leere, Kälte und Sterilität. Die Literaturwissenschaftlerin

Farblose Pause

Ab 25. März ist die Würzburger Residenz wieder von 9 bis 18 Uhr geöffnet; derzeit noch von 10 bis 16 Uhr. Jede Führung macht eine »farblose Pause« im »weißen Saal«.

Gisela Steinlechner findet sogar den alten Abwehrzauber noch, der mit dem Spruch mobilisiert wird: »In der reinen Milch müssen die Teufel ertrinken.« Inzwischen, meint sie, täusche das hygienische Weiß aber eher darüber hinweg, daß Milch ein Körpersaft wie Blut, Speichel und Sperma sei.

Ingesamt neigt sich die Symbolik zum Lebensfernen, – fremden, – feindlichen. Dem »gesteigerten Weiß« folgt oft das Amorphe, die Erstarrung, der Tod. Auf diese abschüssige Bahn hatte sich Thomas Mann im »Schneekapitel« seines Romans »Der Zauberberg« begeben, das Juliane Vogel in ihrem Beitrag über »Weißeinbrüche in der Literatur« analysiert. Die berühmten Weißblondinen in Hollywood waren noch weiter gegangen. Sie erschienen gleichzeitig naiv und extrem künstlich und erweckten damit – wie die Medienwissenschaftlerin Michaela Krützen zeigt – die widersprüchlichsten Assoziationen. Jean Harlow wurde zum Beispiel als »Engel aus der Hölle« bezeichnet. Sie starb mit 26, Marilyn Monroe mit 36 – ihr gebleichtes Haar glich zuletzt »gesponnenem Glas« und war längst zerstört.

Damals war Weiß schon in die Wohnräume vorgezogen, wie Ullrich in einem Beitrag über Architektur schildert; inzwischen hat es sich nach außen gewandt und auf Fassaden verselbständigt. Mit diesem »Siegesszug« – so Ullrich – ende vorläufig die Karriere, wie sie begonnen habe: mit einem Mißverständnis. Die geweißten Zweckbauten und Fachwerkhäuser findet er durchgehend problematisch und bekennt sich dazu, daß diese Farbe eben doch nicht beliebig applizierbar und restlos zu egalisieren ist. Sie bleibt schon physikalisch und wahrnehmungspsychologisch nicht nur »irgendwie anders«, sondern definitiv verschieden: lichtvoller, strahlender und provozierend durch eine jungfräuliche Attitüde.

Das scheint – wie Juliane Vogel anmerkt – auch die Besucherin eines Museums empfunden zu haben, die ihre rot geschminkten Lippen auf eine Studie in Weiß gedrückt hatte. Sie habe das Bild nicht beschädigen wollen, gab sie zu Protokoll: »»I improved it.««

Helmut Klemm

Ein Fotoroman von Achim Schollenberger

Schnee von gestern



Die Lust am Lego spielen hält sich bei Männern doch bis ins hohe Alter.



Und wo Lego ist, ist ein Laster nicht weit. Hinten drin ist nur Schnee.



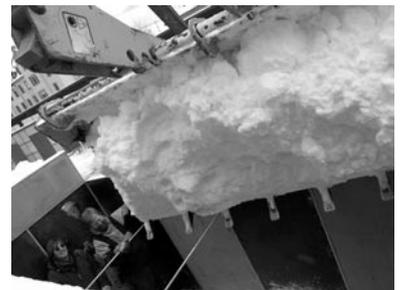
Der Wilde Kaiser ist nun um 24 Tonnen leichter.



Mitgereist ist eines der seltenen, einbeinigen Schneewiesel.



Das Wichtigste beim Skifliegen ist der kraftvolle Absprung.



Noch sind die Lawinenofer frohen Mutes.



Die Baumeister beraten:
Was soll das sein?



Würzburg meldet Schneerekord:
3,87 m hoch, aber nur 4,50 m lang.



Es war seine eiskalte Leidenschaft
– der Künstler und die Kettensäge.



Schneewichtel verfolgten das seltsame Treiben.



Manchmal konnte man grimmige Bären an der Tränke beobachten.



»Herr Ober, bitte nur ein Stück Zucker!«



Endlich fertig. Formschön, aber nicht zeitlos.



Abspann.
Wie begonnen, so zerronnen.
Ende.

Die **Schneeskulpturen** (Entwurf Kurt Grimm) vor dem Würzburger Kulturspeicher wurden von Fred, Kurt, Helmut, Stefan Grimm (Volkach/Kleinrinderfeld) und Akimo (Würzburg) aus 24 Tonnen Schnee geschaffen.

Die vergängliche Kunst war vom 27.1. bis zum 13.2.2005 zu bewundern.

Beteiligt an dem Projekt waren:
Spedition Rainer Michel, Kleinrinderfeld
Architekt Thomas Mensing, Würzburg
Tiefbau Konrad Göbel, Erlabrunn
Schaltechnik Mayer, Bergheinfeld
Gemeinde Scheffau, Österreich
Museum im Kulturspeicher, Würzburg

Treffpunkt Architektur

Nun ja, Würzburg und seine Häuser. Wenn sie alt sind, dick und groß, stammen sie von Balthasar Neumann und der gemeine Würzburger weiß, es handelt sich um Architektur. Wenn Skulpturen schmal, neurasthenisch und nach Migräneanfall aussehen, stammen sie von Tilman Riemenschneider und man weiß, es handelt sich um Kunst. Wenn etwas geheim ist, ahnt man, es geht um Stadtentwicklung.

Kurz gesagt: Alt ist schön, Neues stimmt bedenklich und was man nicht wissen soll, nimmt man nicht wahr.

Überhaupt die Wahrnehmung: Wenn ein Werk, wie die frisch angebrachte Plastik von Hüppi am neuen Justizgebäude in der Ottostraße, so ein lockeres, spaßiges Kribbeln im Bauch erregt, dann ist es doppelt verdächtig. Lachen im Angesicht der Justiz hat etwas Subversives an sich. Wer dagegen blind die Urteile längst verblichener Altvorderer repetiert, gilt als wahrer Kenner. Und wer möchte nicht auf der sicheren Seite stehen! Das Wagnis eigener Erkenntnis und Vertrauen auf seinen Verstand sind selten die Sache des Würzburgers. Ausnahmen gelten so viel wie Propheten im Vaterland.

Es ist Zeit, einen solch dünnen Acker zu bestellen! Leicht wird es nicht sein. Viel Zeit wird vergehen, bis aus dem kultivierten Boden grüne Pflänzchen sprießen.

Wie die bildende Kunst einen Ort im Kulturspeicher gefunden hat, von dem aus sie wirken kann, so hat auch die Architektur ein Haus gefunden, in dem sie sich in allen ihren Ausprägungen und in vielfältigster Gestalt zeigen kann: den »Treffpunkt Architektur« in der Herrnstraße 3. Seine Lage an einer Passage mitten im Getriebe der Stadt ist nicht Zufall, sondern Programm. Architektur im städtischen, urbanen Kontext. Architektur im Dialog mit den Menschen, denen sie dient, die sie nutzen, die sie prägen. Mit Schaufenstern auf zwei Seiten öffnet er sich den Blicken der Passanten und präsentiert, was in ihm vorgeht.

Als der »Treffpunkt Architektur« am 9. Oktober 2003 eröffnet wurde, war er der erste seiner Art in Bayern. Angeregt durch ausländische Vorbilder wie zum Beispiel die Architekturzentren in den österreichischen Bundesländern oder den Kantonen der Schweiz, konnten die Würzburger Architekten die Bayerische Architektenkammer von der Notwendigkeit überzeugen, in den Regierungsbezirken des Flächenstaates Bayern ähnliche Einrichtungen als regionale Außenposten zu schaffen. Inzwischen ist auch in Nürnberg ein Treffpunkt entstanden. Weitere sind im Gespräch. Reisenden sei das Architekturzentrum mit einem wunderbaren Café im Wiener Museumsquartier empfohlen.



Architekturtreff (bei Schneeregen). Foto: Weissbach

Die Diskussionen der letzten Jahre über mehr oder weniger bedeutende Projekte in der Stadt, erinnert sei an den Umbau des Kaufhauses Wöhrl, die Domschatzkammer, das Kilianshaus, die Markthalle und andere mehr, haben einen erschreckenden Mangel an Hintergrundwissen und Argumenten offenbart. Statt über die Sache wurde über Personen gesprochen. Immer schien es um alles oder nichts zu gehen. Die allein wichtige Frage, welches denn die beste Lösung eines Problems sei, konnte nicht gestellt werden, weil es an Kriterien zur Beurteilung fehlte. Selbst der Stadtrat entledigte sich des Sachverständes, indem er den Baukunstbeirat entmutigt ziehen ließ. Mangel an Geld war eine willkommene Ausrede.

Der »Treffpunkt Architektur« will ein Ort der Diskussion, des Austausches von Meinungen, auch von kontroversen Standpunkten sein. Er ist eine öffentliche Einrichtung. Seine Veranstaltungen wenden sich an die Öffentlichkeit. Ausstellungen und Vorträge zu Themen der Architektur, des Städtebaus, der Landschafts- und Stadtplanung in einem weiten Sinn liefern Wissen und Informationen. Sie blicken über den Tellerrand und zeigen, was sich andernorts tut.

Das Programm wird von den Verbänden der Architekten erdacht, verantwortet und finanziert. Viele Veran-

staltungen dienen ihrer Fortbildung. Der Treffpunkt steht aber auch anderen frei, die einen Beitrag zum Diskurs leisten wollen. Anregungen sind ebenso willkommen wie Sponsoren. Gelegentlich wird eine Ausstellung, wie die mit Arbeiten von Joachim Koch, die Grenze zwischen Kunst und Architektur erkunden. Der Eintritt ist in der Regel frei. Halbjährlich erscheint ein Leporello mit einem ausführlichen Programm, das an vielen Orten der Stadt ausliegt, z. B. im Spitale, dem Museum im Kulturspeicher, der Regierung von Unterfranken.

Seit dem ersten Tag hat eine Fülle von Vorträgen und Ausstellungen den Raum genutzt. Der Zuspruch nimmt langsam aber stetig zu. Eingedenk der Erkenntnis, daß dicke Bretter langsam, aber beständig zu bohren sind, sind die Initiatoren bester Hoffnung, eine weitere Facette im kulturellen Leben der Stadt entwickeln zu können.

Eines Tages wird vielleicht der Würzburger Bürger die Qualität jüngerer Häuser erkennen und schätzen lernen. Auch wenn sie nicht von Balthasar Neumann sind.

Ulrich Pfannschmidt

Das aktuelle Programm im Treffpunkt Architektur (Auszug):

Badetempel. Hallenbäder aus Jugendstil und Gründerzeit

Fotografien von Prof. Dieter Leistner.

Ausstellung vom 31.03.–17.04.2005 im Treffpunkt Architektur.

Architekturbild – Die See und das Gebirge

Reisebilder von Florian Leitl.

Ausstellung vom 22.04.–13.05.2005 im Treffpunkt Architektur.

16.04.2005 – ArchitektTourbus

Wieder fährt der Bus zu Besichtigungen von Einfamilienhäusern, diesmal in den Raum Schweinfurt. Zeiten, Ziele und Abfahrtsort werden noch bekanntgegeben.

02.05.2005, 18.00 – Uhr Filmabend im Cinemaxx

Auf dem Programm stehen verschiedene Filme, darunter »Der Bauch des Architekten« von Peter Greenaway. Das gesamte Programm wird rechtzeitig bekanntgegeben.

12.05.2005, 19.00 Uhr – Werkbericht über das Büro der berühmten Schweizer Architekten **Herzog & de Meuron, Basel**, die unter anderem die Tate Modern in London und die Allianz-Arena in München gebaut haben.

Doppelt gemoppelt

Die aktuellen Ausstellungen
von MADELEINE DIETZ und
BURKARD SCHMIDL & SVEN
HÖHNKE im Kulturspeicher



Installation von Madeleine Dietz: Tag für Tag (2000)

Fotos: Weissbach

Was kommt danach?

Die Bildhauerin Madeleine Dietz stellt existentielle Fragen

Ihr Anliegen sei es, die Lust am stillen Betrachten einzufordern, formulierte die Bildhauerin Madeleine Dietz während der Pressekonferenz ihr Unbehagen an der gemeinsamen Kulturspeicher/Würzburg AG-Planung, zur zeitgleich stattfindenden Klanginstallation von Schmidl/Höhnke (siehe rechte Seite) sonnabendliche Cocktail-Gesprächsrunden durchzuführen.

Daß sich Event-Veranstaltungen und meditativer Kunstgenuß stören könnten, ist im Falle der Mannheimer Künstlerin, 1953 dort geboren, zumindest nicht auszuschließen. Denn Dietz stellt in ihrem Werk weltabgewandte, existentielle Fragen nach Himmel und Erde, Leben und Tod und: Was kommt danach? Was bleibt?

Nichts, lautet die Antwort der stählernen Architekturruinen, seien es Tempelanlagen, seien es verlassene Häuser, deren Inneres mit trockener Erde gefüllt ist. Zumindest nichts Menschliches. Niemand hat Reste oder Spuren hinterlassen. »Was oben war, wird unten sein«, so lautet das Credo der durchnummerierten Grundrißreihe aus Erde und Stahl, die die Endlichkeit des menschlichen Lebens geradezu plastisch vor Augen führt. Auch sind diese einsamen Landschaften nicht aus religiösem Drang entstanden. Die Künstlerin prüft die menschlichen Grundbedingungen und -bedürfnisse im Diesseitigen.

Dem Betrachter der Ausstellung »... über der Erde die Sonne« im Würzburger Kulturspeicher (bis 10. April 2005) erschließen sich die Themenkreise wie Vergänglichkeit, Erinnerung, Geborgenheit und Verletzlichkeit durch Raumskulpturen aus Erde und Stahl. Mit diesen so gegensätzlich anmutenden Materialien baut sie Schicht um Schicht, Erdkrume für Erdkrume und Eisenplatte zu Eisenplatte hohe Mauern, flache Kästen, bewegliche Wandschuber und bringt mit diesen Systemen Ordnung ins menschliche Dasein. Dem kühlen, beständig schei-

Madeleine Dietz



nenden Metall kommt dabei die Halt gebende, schützende Funktion zu, der brüchigen Erde der zeitliche Faktor. Aber erst im Kontrast der beiden Materialien erschließt sich letztlich die Intention der Künstlerin.

Die meisten der Formen sprechen für sich, auch wenn sie nur als Lichtspur aus der Erde treten wie in »Drei Felder ohne Namen«, 2005. Mit der Betitelung verknüpft die Künstlerin die rein ästhetischen Aussagen mit menschlichem Werden und Vergehen und bleibt trotzdem im Geheimnisvollen und Ahnungsvollen, ohne den moralischen Finger zu heben.

Diese Zurückhaltung gibt die Künstlerin in ihrer Videoarbeit »Eine Frage der Zeit« auf. Die rituelle Körperwaschung einer alten Frau, hier der eigenen Mutter, kann jeder als Mahnung nach sozialer Verantwortung für alte Menschen entschlüsseln. Aber gerade die Direktheit, mit der Bedeutungsvolles gewollt wird, ist zu deutlich und verstimmt deshalb.

Da bleibt die ebenfalls personifizierte Licht-Erscheinung in »Tag für Tag« aus dem Jahr 2000 – hier wird per Diaprojektion ein kleines Mädchen im Spitzenkleid über eine erdige Rundsäule geführt – noch eher im Rahmen der Dietzschens Ästhetik, die doch so prägnante Sinnbilder für Mystisches geschaffen hat.

Angelika Summa

Wohin gehen wir danach?

The Secret Element – Eine Reise durch Klang und Licht

Das Unbehagen von Madeleine Dietz gegenüber der Verknüpfung von Kunstrezeption mit *gewöhnlichem* Freizeitgebaren (Kino- oder Diskothekenbesuch) bzw. einer Art

Infotainment durch ein spezielles Samstagabendprogramm im Foyer (Vorträge und Filmvorführungen alternierend, Cocktailbar konstant) teilen Burkard Schmidl und Sven Höhnke nicht. Und wissen dabei sowohl die Leitung des Kulturspeichers hinter sich, als auch die Würzburg AG, die beide den *modernen* Charakter des Events betonen, von der Öffnung des Museums gegenüber neuen

Ausstellungskonzepten schwärmen und den Mehrfachnutzen für alle betonen.

Für die beiden Künstler liegt dieser auf der Hand, da sie durch die Öffnung des Kulturspeichers an den kommenden Samstagabenden ein Publikum erreichen, das zu den gewöhnlichen Öffnungszeiten bei Tage die Veitshöchheimer Straße höchstens im Durchgangsverkehr wahrnimmt.

»The Secret Element« präsentiert vier Kompositionen Schmidls in Oktophonie (Raumklang), die Höhnke ausschließlich über Intensität und Farbe des Lichts hinter vorgesetzten, glatten Stoffwänden in Szene setzt. Licht und Klang harmonieren, bei beiden ist der Einsatz von Computern unabdingbar.

Im Gegensatz zu den bisherigen Klanginstallationen Schmidls, die meist unter freiem Himmel (Landesgartenschau, Residenzgarten etc.) zu finden waren und sich mit der jeweils vorhandenen natürlichen oder zivilisatorischen Lautsphäre vermischten, läßt die isolierte Darbietung im Raum die Installation zur überwiegend musikalischen Arbeit werden – und legt die Frage nahe, ob dann die Präsentation in einem Ausstellungskontext als Form den Inhalt adäquat zu transportieren vermag. Nicht zuletzt, weil die »Reise« eher als sich wiederholende, knapp einstündige Rundfahrt angelegt ist – in einem Bus, dessen Fenster aus Milchglas sind, so daß die Umgebung nur schemenhaft vorbeizieht und der Fokus ganz auf Schmidls *Bilder* gerichtet ist.

In diesen erzählt er von seiner Suche nach dem *fünften*, dem *geheimen* Element, das er wie ein Alchemist im (digitalen Computer-)Labor aus der Zerlegung und neuerlichen Zusammensetzung der vorhandenen Elemente (Klänge) zu synthetisieren versucht. Wo andere Installationen – um beim Bild zu bleiben – Klang z. B. als Found Object, Collage, Mischtechnik, monochrome Fläche oder soziale Plastik inszenieren, zeigt Schmidl Aquarellmalerei. So gerät der zentrale Aspekt – die Zerlegung der Klänge – in den vier Tableaus zum unscharfen Hintergrund, während als vordergründiges Bildmotiv romantische Melodiebögen die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Aber: Wozu sind dann Konzerte da?

Für den Kulturspeicher ist die Öffnung hin zur Klanginstallation sicher ein erster Schritt in die richtige Richtung. Unter formalen und inhaltlichen Aspekten heißt es aber dann: Bitte weitergehen!

Jochen Kleinhenz

Burkard Schmidl





Jetzt endlich:

Ein neuer Kunstpreis

Das Malerfürstentum Neu-Wredanien startet gemeinsam mit drei Galerien aus Caen den UTOPIAN-ART-PRIZE 2005

Die Idee ist so ungewöhnlich, daß sie den vier Wredanieren den zweiten Preis einbrachte:

Bei der Verleihung des PARTNERSCHAFTSPREISES FÜR KULTUR 2004 des Bezirks Unterfranken an das Malerfürstentum Wredanien zeigte sich Bezirkstagspräsident Graf von Ingelheim hochofreut über diesen innovativen Gedanken, einen »Internationalen Kulturpreis der Partnerstädte« auszuloben, gleichzeitig zweifelte er mit dem Hinweis auf die knappen Kassen der Kommunen daran, daß diese Idee jemals umgesetzt werden würde.

Wredanier geben aber niemals auf: Mit dem Umzug in die Innere Aumühlstraße 15-17 und mit einer neuen Galerie für zeitgenössische Kunst namens *Professorium* wird »Neu-Wredanien« den Internationalen Kunstpreis der Partnerstädte für 2005 endgültig aus der Taufe heben. Mit von der Partie des mittlerweile auf internationales Sprachniveau angehobenen *utopian-art-prize* sind drei Galerien aus Caen: *ART4*, *plein cadre* und *Wam*.

Zugegeben, ganz so taufreich ist die Idee, die ja bereits im Jahr 2000 geboren wurde, inzwischen nicht

mehr. Vor fünf Jahren bestand noch die Hoffnung, daß sich die Städte selbst einklinken könnten, indem sie für die Künstler ihrer Partnerstädte einen solchen Preis ausloben würden. Das erwies sich als Trugschluß: Einerseits wohl wegen der derzeit schwierigen Finanzlage, andererseits machten die Initiatoren die Erfahrung, daß die vollmundige Beteuerung (im Mai 2001 in der sogenannten »Würzburger Partnerschaftserklärung« von Würzburg, Caen, Dundee, Suhl, Bray, Salamanca und Umea auch schriftlich niedergelegt), man wolle die bestehenden Verbindungen weiter wachsen sehen und neue entstehen lassen, sie vor allem ermöglichen und sie erweitern, des weiteren partnerschaftliche Aktivitäten zwischen den Gemeinwesen, u. a. auch in der Kultur, gemeinsam tragen, stärken, mit Leben erfüllen, nicht nur von den Schwierigkeiten reden, sondern auch von den Chancen und gemeinsam an Europa bauen ... wohl nur für die Presse gemeint war.

Vielleicht lag die Blockade daran, daß Verwaltungsleuten, denen das Konzept seit Jahren vorliegt, folgendes nicht klar zu machen ist:

DER INTERNATIONALE KUNSTPREIS
DER PARTNERSTÄDTE

1. Das Besondere an diesem Konzept ist die mögliche Vernetzung und die Internationalität, z. B.:

Die Stadt Würzburg schreibt für die Künstler ihrer Partnerstädte einen Kunstpreis aus. Das bedeutet zwar, daß kein Würzburger Künstler diesen Würzburger Kunstpreis gewinnen kann, aber da im Gegenzug die Partnerstädte Würzburgs ebenfalls einen Kunstpreis ausschreiben, kann ein Würzburger Künstler den Kunstpreis der Stadt Caen, der Stadt Umea usw. gewinnen.

2. Ein besonderes Bonbon winkt dem Kunstpreisträger: Er kann eine Ehrenrunde drehen, z. B.:

Künstler/in XY aus Würzburg, der/die den Kunstpreis Caen erhalten hat, kann als Ehrenvertreter Caens im darauffolgenden Jahr an der Kunstpreis-Ausstellung von Caens Partnerstädten teilnehmen; XY hätte dann eine Ausstellung in Portsmouth/England, obwohl Würzburg und Portsmouth keine Partnerstädte sind.

3. Keine der teilnehmenden Städte wäre logistisch überfordert: In jeder Stadt gibt es ein Städtepartnerschaftsbüro, das für solche Aufgaben gerüstet sein sollte. Man könnte den Zeitpunkt von Ausstellung und Preisverleihung in eine Zeit legen, in der sowieso die Vertreter der Partnerstädte anwesend sind (Mainfrankenmesse), was Kosten spart. Nur den Gewinner müßte man »einfliegen« lassen.

4. Durchführung: Der Wettbewerb wird von Fachleuten juriert; als Gewinn ist eine Summe von € 5000.- und eine Ausstellung angedacht.

Man verständige sich auf ein gemeinsames Thema; damit hat der Kunstpreis von Anfang an ein internationales Gewicht mit politischem Anspruch, die Beiträge auch eine Vergleichsbasis. Dokumentiert werden sollen die Arbeiten im Internet.

5. Finanzierung: Der Kunstpreis soll über eine »Kultur-Aktie« finanziert werden. Benötigt würden für Organisation mit Preisgeld ca. € 10 000.- bis 15 000.-, was mit dem Verkauf von rund 1000 Aktien à € 15.- zu bewerkstelligen wäre. Mit werbender Unterstützung der jeweiligen OBs, von Stadträten und anderer VIPs dürfte der Verkauf der Aktien kein Problem sein.

Soweit die Planungen. Nach Jahren reifte die Einsicht, daß dieser Kunstpreis auf die Unterstützung der Kommunen bis zum Sanktimmerleinstag warten muß und demzufolge nur auf privater Basis durchgeführt werden kann.

Die Wredanier konnten sich dabei auf die guten Kontakte nach Caen stützen. Der Internationale Kunstpreis der Partnerstädte wird jetzt mit neuem Namen als **utopian art prize 2005**

für die Partnerstädte von Würzburg und Caen ausgeschrieben, also folgendermaßen: Würzburg schreibt für die Künstler in Caen, Salamanca, Suhl, Umea, Mwanza, Rochester, Otsu aus; Caen für die Künstler in Würzburg, Portsmouth/England, Nashville/USA, Alexandria/USA und Thies/Afrika.

Thema der Kunstpreise soll sein: »Das Fremde«. Im September werden die Arbeiten der Künstler, die sich daran beteiligen u.a. im *Professorium – Galerie für zeitgenössische Kunst* und voraussichtlich auf der Mainfrankenmesse ausgestellt. Zeitgleich stellen die Caeneser Galerien *ART 4, plein cadre* und *Wam* ihre Partnerschaftskünstler aus.

Die dreisprachigen Kultur-Aktien sind gedruckt, in Caen ist der Verkauf bereits angelaufen (siehe beiliegenden Artikel aus »Ouest – France«). Auch in Würzburg ist die Kultur-Aktie für € 15.- im *Malerfürstentum Neu-Wredanien* erhältlich. Je größer die Unterstützung dafür, desto größer ist die Chance, diesen Kunstpreis Tradition werden zu lassen, und die hohe Preissumme (und somit das Prestige des Wettbewerbs) halten zu können.

Würzburger Künstler, die sich am Kunstpreis Caen beteiligen wollen, können die Ausschreibungsbedingungen unter folgender Adresse erhalten:

Malerfürstentum Neu-Wredanien
z. Hd. Frau Hella Huber
Innere Aumühlstr. 15-17
97076 Würzburg

Nachtrag: Die Initiatoren werden sich nicht an diesem Wettbewerb beteiligen.

Angelika Summa



Erinnerung an

Dr. Hans Kufner und seine Galerie am Grasholz

Für den grantelnden Kettenraucher begann die Schlechtigkeit der Welt direkt vor dem Schaufenster seiner Galerie in der Textorstraße und endete nach einem Konvolut von defätistischem Geschimpfe in der allerhöchsten Politik, bei »diesen Verbrechern«. Aber für ihn hatte die Welt genau den Zustand, den sie verdiente, und der schien ihm hoffnungslos, auf eine reinigende Katastrophe zuzulaufen, somit also doch hoffnungsvoll.

Und bis es soweit war, wollte er sich ausschließlich mit der Kunst beschäftigen, genauer mit seiner Kunst, die je nach Laune (und der Laune des Besuchers) heute die einzig sinnvolle, morgen eine völlig idiotische Beschäftigung sein konnte.

So stand er bis zum Schluß inmitten ebendieser Kunst in seinem verqualmten Reich, das Rauchen ließ er wegen seiner erwiesenermaßen lebensverkürzenden Wirkung als einzig weitere rentable Tätigkeit gelten (über Essen und Schlafen müsse nicht gesprochen werden).

Fest verankert in dieser von ihm selbst errichteten kleinen Welt, bedingungslos von dem ihn umgebenden Werk überzeugt (oft war es auch eine sehr fragwürdige Überzeugung, wie er selbst einsah), wartete er geduldig und einsam, oftmals sehr lange einsam, eremitengleich. Diese Zeit des Wartens verbrachte der promovierte Germanist mit erlesener Literatur (bis die Augen nicht mehr wollten). Die Kundschaft konnte ihm eigentlich gestohlen bleiben, wäre da nicht das Bedürfnis gewesen, ab und an ein Gegenüber zu haben, das seinem zynischen Wetter über das Zeitgeschehen und die Dummheit der Menschen zuhören mußte, wobei der ausgestreckte Arm gnadenlos alle Passanten vor dem Fenster verurteilte. Die Freiheit der Gedanken, mal mehr, mal weniger reflektiert, und die Freiheit, sie schonungslos und mit einem Grinsen jederzeit dem Besucher



Dr. Hans Kufner. Foto: Grumbach



seiner Galerie für »Graphik der Gegenwart« ins Gesicht zu werfen, war ihm hohes Gut. Nicht wenige hat er damit erschreckt, sie wurden nicht zu Kunden, aber das war ihm egal, wirklich egal. Diese Rolle des Gegenübers erfüllte man nur allzu gern, wenn man es erst einmal auf diese »Bühne« geschafft hatte, angesichts glanzvoller verbaler Ausschmückung und des Genusses mancher wundervoller Schätze, die er im Lauf von vielen Jahren oft mit Gleichgültigkeit kokettierend aus den Schubfächern zog (»Das ist alles nur bedrucktes Papier!«). Denn wer sich an seine Art gewöhnt hatte, der mußte ihn bald mögen und umgekehrt. Am Verkaufen lag ihm dabei scheinbar nie.

Unvergeßlich ist das Ritual, mit dem er den Wunsch nach etwas Bestimmtem erfüllte, gleichgültig, ob man Kaufen oder nur Sehen wollte: Nach letztem tiefen Zug wird in einem der Aschenbecher, die ihre Position in der Galerie im Laufe der Jahre nie veränderten, die Zigarettenkippe ausgedrückt, dann öffnen diese ruhigen Hände, die man getrost Pranken nennen kann, eine Schublade und blättern geduldig und mit diesem frappierenden zarten Gefühl in den Papierstößen, bis das Gewünschte herausgezogen wird und auf dem Tisch landet. Mit genüßlichem Lächeln verkündet Dr. Kufner: Voilà, bitteschön, kann man haben. Soll ich's gleich einwickeln? während fünf breite Fingerkuppen sanft auf der Graphik verharren.

Zum Teil gelangten so Arbeiten nach ewigem Schlummer ans Tageslicht, die anderen Händlern an prominenterem Ort längst aus den Händen gerissen worden wären. Neben einer Menge gut verkäuflichem und unvermeidbarem Mittelmaß natürlich, das er aber auch stets verteidigte. Aber wo sonst konnte man noch großartige Blätter von Picasso, Miró, Chagall oder Léger bewundern, um nur ein paar der ganz großen Namen zu nennen, ohne die Aufdringlichkeit und Verfälschung scheinbar perfekter Hochglanzrahmung, konnte mit dem Galeristen die Blattqualität selbst erfühlen, diskutieren über Drucksauberkeit, Techniken und Papierarten?

Mit dem Tod dieses profunden Kenners vor drei Jahren ist auch an seiner Bühne, der Galerie am Grasholz, deren einziger Protagonist er war, für immer der Vorhang gefallen. Die Galerienlandschaft Würzburgs verlor ihr streitbarstes und liebenswertestes Kuriosum.

Christian Grumbach



DIES & DAS



Rückschau, Vorschau und so.

Short Cuts – Kulturnotizen

Unlängst – Gerade soeben – Demnächst! Was nicht dem Vergessen anheim fallen sollte – eine ganz subjektive Auswahl der Redaktion, nicht minder subjektiv kommentiert.

Der Literaturwissenschaftler **Peter André Alt**, Ordinarius für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Würzburg, erhält in diesem Jahr den mit € 5000 dotierten Schillerpreis der Stadt Marbach am Neckar. Ausgezeichnet wird Alt für seine monumentale (ca. 1400 Seiten), zweibändige Biographie »Schiller. Leben – Werk – Zeit«, die bereits im Jahr 2000 beim renommierten Münchner Verlag C.H.Beck erschienen ist und auf die wir bereits in **nummernull** hingewiesen haben.

Für alle, die es doch etwas kürzer mögen, hat Alt vor wenigen Monaten in der Reihe »Beck Wissen« unter dem schlichten Titel »Friedrich Schiller« eine komprimierte Fassung (120 Seiten, € 7,90) nachgelegt. Einladungen, in der Würzburger Öffentlichkeit »seinen« Schiller vorzustellen, hat der in Bochum lebende Germanist aus Zeitgründen leider abgelehnt. Die Lücke füllte sein Würzburger Germanisten-Kollege Wolfgang Riedel, ebenfalls Ordinarius am Institut für Deutsche Philologie, am 1. März im Schröder-Haus mit seinem Vortrag »Der andere Schiller«.

Auch **Werner Dettelbacher**, Würzburger Historiker und Schriftsteller, ist von Schiller geprägt. Nicht weil er die Schiller-Volksschule in der Sanderau besucht hat, sondern weil das erste Theaterstück, das er als damals Achtjähriger erlebte, Schillers »Kabale und Liebe« war. Die Leidenschaft für das Theater hat ihn sein Leben lang begleitet. Unter dem Titel »Theater, ach Theater« liest er am 13. März im Winterhäuser Wortraum aus seinen Erinnerungen an das Würzburger Theaterleben der Nachkriegszeit.

Kräftig gefeiert haben Wolfgang Salomon, Markus Czygan und Heike Mix Ende Januar das fünfjährige Jubiläum als »neues Leitungsteam« und zugleich den

20. Geburtstag »ihres« **Theater am Neunerplatz**. Im Rahmen einer bunten Jubiläumsrevue wurde erstmalig eine Szene aus der 2. Staffel der Würzburg-Soap »Lindleinstraße« vorgestellt, an deren Fertigstellung gerade kräftig gearbeitet wird.

Gefeiert hat sicher auch **Barbara Schaper-Oeser** die Verleihung des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland. Die langjährige Vorsitzende der Vereinigung Kunstschaffender Unterfrankens (VKU) wurde besonders für ihr Engagement beim Um- und Ausbau des Spitäle geehrt.

Mainpost-Redakteur **Roland Flade** hat zusammen mit **Christoph Daxelmüller**, Inhaber des Lehrstuhls für Volkskunde, und dem Herausgeber **Klaus M. Höynck** im Echter-Verlag (120 Seiten, € 12,80) ein neues Buch über Geschichte, Alltag und Kultur der Juden in Würzburg vorgelegt. In der titelgebenden Geschichte »Ruth hat auf einer schwarzen Flöte gespielt« erinnert Flade an das Schicksal der Familie des ehemaligen Rabbiners Dr. Siegmund Hannover und insbesondere an das seiner jüngsten Tochter Ruth. Sie war die Kinderfreundin des Dichters Jehuda Amichai, der ihr seinerseits in seinem Roman »Nicht von Hier, nicht von Jetzt« ein literarisches Denkmal gesetzt hat. Wegen einer Beinamputation konnte Ruth nicht mit ihrer Familie nach Amerika emigrieren. Sie floh nach Holland, wurde nach der Eroberung Hollands interniert und später im KZ Sobibor von den Nazis ermordet.

Auch der in Schweinfurt geborene, seit 2003 in Erlangen lebende Schriftsteller **Klaus Gasseleder** hat sich in seinem neuen, vor wenigen Tagen erschienenen dokumentarischen Roman »Die zwei Gesichter« mit der

Geschichte einer jüdischen Familie, eines fränkischen Dorfes und eines Weltbades in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts beschäftigt. Aus Dokumenten, Zeugnissen der Angehörigen der Familie Frank, von denen einige bereits in W.G. Sebalds Roman »Die Ausgewanderten« Verwendung fanden, sowie von anderen jüdischen Bürgern aus Steinach und Bad Kissingen hat Gasseleder ein erzählendes Werk komponiert, in das er den Ton der jeweiligen Dokumente einfließen läßt. Erschienen ist der Roman im Vetter-Verlag, Geldersheim (192 Seiten, € 16,-); eine ausführliche Besprechung folgt in der nächsten nummer.

Nach fast zweijährigen Baumaßnahmen öffnet die IHK Würzburg-Schweinfurt ihr Weiterbildungszentrum wieder für Kunstausstellungen. Am Donnerstag, den 17. März um 18.30 Uhr wird die erste Ausstellung eröffnet: Das Thema **transparent – transluzent** wurde durch die lichtdurchlässigen Schirme, die den Hof der IHK jetzt überdachen, und durch den neuen Verwaltungsbau mit seiner matten Glashaut (Architekten: Georg Redelbach und Prof. Franz Göger) angeregt.

Zehn Maler und Bildhauer aus Würzburg und Umgebung (Arno Hey, Franz Wörler, Helmut Booz, Irmtraud Klug-Berninger, Constanze Hochmuth-Simonetti, Georgia Templiner, Sonja Edle von Hoessle, Tilmar Hornung, Paraschiva Boiu und Harald Müller-Wünsche) hat die Breite der Interpretationsmöglichkeiten, die von materieller Durchsichtigkeit über geistige Transparenz bis hin zu spirituellen Ideen reicht, zu einer beeindruckenden Fülle lichter und erhellender Arbeiten inspiriert.

Der Würzburger Künstler **Akimo** ist mit zwei Arbeiten in der Ausstellung »aus allem etwas machen« im Kulturzentrum »abraxas« in Augsburg vertreten. Unter den Ausstellern wird der Kunstpreis der Stadt Augsburg vergeben. Noch bis zum 6. März.

Julian Walter zeigt vom 4. bis 28. März in der BBK Galerie im Kulturspeicher »Impression-Visualisierung-Modifikation«. Tip dazu: Künstlercafé am Sonntag, den 13. März, ab 11 Uhr.



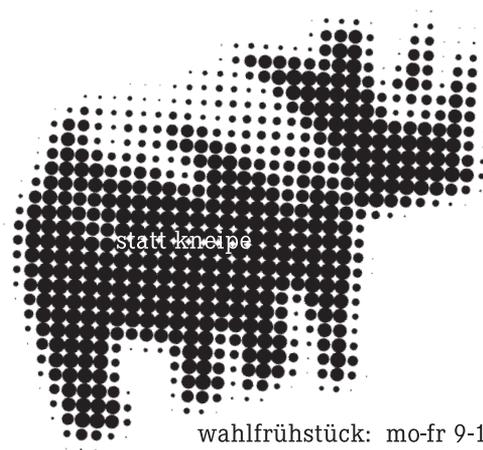
Casablanca
K I N O  K N E I P E

Wir machen Kino ...

Wagstraße 4a · 97199 Ochsenfurt
www.casa-kino.de · ☎ 093 31. 54 41

Anzeigen

kult landwehrstr. 10
offen: mo-fr 9-1 sa+so 10-1



wahlfrühstück: mo-fr 9-15
WAHLfrühstück: sa+so 10-15

Unter dem Motto **Okzident trifft Orient** findet am 20. März im Historischen Rathaussaal in Karlstadt um 19 Uhr ein Kammerkonzert mit persischer Lyrik statt, veranstaltet von der Erdbebenhilfe Bam e.V.

Die Polemik gegen die sog. Schurkenstaaten, deren Liste der Iran momentan anführt, sowie das schwere Seebeben in Südostasien haben die ein Jahr früher stattgefundene Katastrophe im Südosten des Iran beinahe in Vergessenheit geraten lassen. Der Abend erinnert uns nicht nur daran, sondern gewährt auch einen Einblick in die faszinierende, jahrtausendealte Kultur der Region.

Ein cineastisches Schmankerl für die ganze Familie bietet die Hobbit-Bühne am 13. März, jeweils um 15 und 20 Uhr: **Sidewalk Stories**, ein modernes Märchen von Charles Lane, erzählt die rührende Geschichte eines Straßenkünstlers und eines zweijährigen Mädchens. Der ganz in Schwarz-Weiß gehaltene Film kommt dabei fast völlig ohne Sprache aus – und hat neben internationalen Auszeichnungen auch den Publikumspreis beim Würzburger Filmwochenende 1990 erhalten. Wiedersehen macht wirklich Freude! FSK: ab 6 (besonders wertvoll).

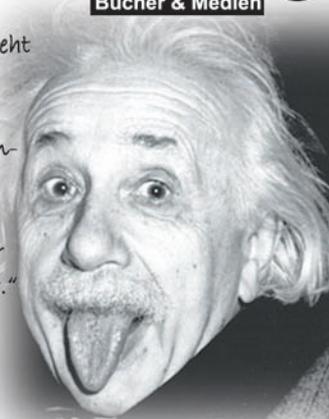
Anzeige

Neuer Weg

Bücher & Medien

„Der Fortschritt geschieht heute so schnell, daß, während jemand eine Sache für gänzlich undurchführbar erklärt, er von einem anderen unterbrochen wird, der sie schon realisiert hat.“

Albert Einstein
(14.3.1879 - 18.4.1955)



Damit Sie Schritt halten können, raten wir zu Büchern aus unseren Abteilungen Naturwissenschaft und Philosophie

| | |
|--|--|
| Hauptgeschäft Sanderstraße 23 /25 97070 Würzburg Tel. 09 31 / 3 55 90 - 0 buchladen@neuer-weg.com | Fachbuch Sanderstraße 33 /35 97070 Würzburg Tel. 09 31 / 3 55 91 - 0 fachbuch@neuer-weg.com |
|--|--|

www.neuer-weg.com

Schweinshaxe im Zwielficht

– Über ein grandioses Mißverständnis am Theater Ensemble

»Immer spielt ihr und scherzt? Ihr müßt! O Freunde! Mir geht dies In die Seele, denn dies müssen Verzweifelte nur.« Hölderlin

Dieses Hölderlin-Zitat, das GEORGE TABORI zufällig bei Adorno gefunden hat und das als Geleitwort der Prosaerzählung »Mein Kampf« vorangestellt ist, beschreibt wie kein zweites das Theaterverständnis von Tabori: das (Theater-) Spielen und Scherzen kommen einzig aus der Verzweigung. Auch in der Theaterfassung von »Mein Kampf« ist es dieses permanente Weiterspielen, das die Katastrophe vermeiden soll oder, wie es im Text zur Funktion von Dichtung explizit heißt, »den Tod zu beschwatzen und ihn hinzuhalten«.

Einen »theologischen Schwank« nennt Tabori deshalb die 1987 am Wiener Akademietheater in der Inszenierung des Autors uraufgeführte Farce. Sie spielt im Wien des Fin de Siècle und zeigt einen heruntergekommenen Anstreicher aus Braunau am Inn, der sich vergeblich als Kunstmaler um die Aufnahme an die Wiener Akademie bewirbt. In einem schäbigen Männerwohnheim findet er Asyl für die Nacht und gewinnt die Zuneigung des Juden Schlomo. Noch weiß Schlomo nicht, was aus diesem Möchtegern-Maler namens Hitler werden wird. Und so ist »Mein Kampf« weniger eine zeitgeschichtliche Dokumentation als vielmehr ein Stück, in dem es »grundsätzlich um die Liebe geht. Auf verschiedenen Ebenen. Die himmlische Liebe, die erotische, die sexuelle.«

Man muß diese Überlegungen vorausschicken, will man die jüngste Würzburger Inszenierung von »Mein Kampf« angemessen würdigen. Nötig sind sie auch deshalb, weil das Stadttheater Würzburg vor gut zehn Jahren in der Spielzeit 1992–1993 eine herausragende Inszenierung mit Hans-Günter Butzko und Harry Heinze in den Hauptrollen vorgelegt hatte, die die Maßlatte für weitere Interpretationen dieses nicht einfachen Stückes in Würzburg auf eine beträchtliche Höhe gelegt hat. Eine Höhe, die Regisseur WILFRIED HAPPEL mit seiner jüngsten Inszenierung am Theater Ensemble deutlich verfehlt hat. Wobei das nicht direkt den Schauspielern, schon gar nicht FRANZISKA WIRTH (als Schlomo) und MICHAEL VÖLKL (als Hitler), anzu-

lasten ist. Sie geben zweifellos ihr Bestes, haben ihre Rollen durchaus im Griff und lassen für Momente jene intime und für uns Nachgeborene kaum nachvollziehbare Beziehung zweier Ausgestoßener sichtbar werden: Ein jüdischer Hausierer und Bibelverkäufer sucht die Nähe eines flegelhaften Bettelstudenten in einem schäbigen Nachtasyl, »in Frau Merschmeyers Männerheim unter ihrer Metzgerei«. Aber – und hier muß die Kritik an Happels Regiekonzept ansetzen – dieser tölpelhafte Geselle aus der österreichischen Provinz spricht zu uns, wie wir ihn als *Gröfaz* kennen, in genau jenem gepreßten, abgehackten Stakkato des Redners vor Massenpublikum. Es wirkt, als habe Happel seine Hauptfigur wiederholt in den Film »Der Untergang« und anschließend in einen imaginären Wettstreit mit Bruno Ganz geschickt. Was in Taboris Vorlage allenfalls als gebrochene, sich langsam Schritt für Schritt vollziehende Entwicklung beschrieben ist, wird bei Happel immer vom Ende her gedacht und in Szene gesetzt. Er interpretiert – vermutlich durchaus in bester Absicht – das Stück als Aufsteigergeschichte »vom Land-schrat zum Diktator« und vernachlässigt die bewußte Offenheit, die Tabori seinem Text eingeschrieben hat.

Auch die bitterböse Komik, der sich ins Grotleske steigernde Aberwitz der Situation dient Happel allenfalls als Vorlage für billigen Klamauk, gipfelnd in einem höchst geschmacklosen Nachlauf-Spiel. Es fehlt genau an jenem stilsicheren Umgang mit dem Humor Taboris, der zwischen nachdenklich-milde und ironisch-verschmitzt pendelt. Die derbe Eindeutigkeit, das bemühte Haschen nach dem theatralen Effekt führt die Inszenierung in eine Sackgasse und verliert eben doch »die Tiefen und Untiefen der Geschichte aus den Augen«, auch wenn der Ankündigungswaschzettel (ein für solche Stücke unbedingt nötiges Programmheft hat man sich gleich ganz gespart) genau das Gegenteil verspricht. Mehr gedankliche Durchdringung und dramaturgische Sorgfalt hätte das in der Tat kontrovers diskutierte Stück wirklich verdient gehabt. [maz]

Nächste Vorstellungen: 3.–5. und 10.–12. März im Theater Ensemble, Frankfurter Str. 87, Tel. 0931/44545

Literaturhinweise:

George Tabori, Theaterstücke II. Frankfurt/M. 1994. Fischer-Tb. 12302; Autodafé. Erinnerungen. Berlin 2002; Meine Kämpfe. Neuausgabe Berlin 2002. WaT 449; Der Spielmacher. Gespräche mit George Tabori. Berlin 2004. (Alle: Wagenbach Verlag)



Programm März 2005

Vorstellungsbeginn jeweils 20.15 Uhr

- Do. 3.** Sondergastspiel
HANS HERRMANN THIELKE – *der Mann von der Post* mit seinem neuen Programm
»Jetzt rede ich«
- Fr. 4.** »Der Kontrabass« von Patrick Süskind
mit **INGO KLÜNDER** (in Kooperation mit dem Mainfranken Theater Würzburg)
- Sa. 5.** **THOMAS PHILIPZEN** mit seinem aktuellen Programm »Bis hier her und noch weiter«
- Mi. 9.** **KARL AUER und seine Freunde**
»Häppy Auer«
- Fr. 11.** **DAVID LEUKERT** »Ich und Du und Wir«
- Sa. 12.** **H. G. BUTZKO** »Macht Party«
- Mi. 16.** **INGO INSTERBURG** »Ach, nun bin ich 70«
- Fr. 18.** **STRING OF PEARLS**
Musik-Comedy der Extraklasse
- Sa. 19.** **MATTHIAS DEUTSCHMANN**
So. 20. **Politkabarettist Nr. 1** »Staatstheater«

Bockshorn Veitshöchheimer Str. 5 97080 Würzburg
Tickets: 0931/4606066 Fax: 4606067

www.bockshorn.de

Externer Kartenvorverkauf:
Touristinfo & Kartenvorverkauf
im Falkenhaus, Würzburg,
Tel. 0931/372398

Anzeige



Schloss Hallburg im Frühjahr 2005

An den Sonntagen 6., 13., 20. März sowie Ostersonntag und Ostermontag, 27. und 28. März von 11 bis 14.30 Uhr

Brunch im Schloss

Stundenlang schlemmen bei Musik und Kinderbetreuung, grosses Frühstücksbuffet, vier warme Gerichte, ein vegetarisches Essen, Dessert und Käse inkl. Kaffee, Tee, Kakao. p.P. 25,00

Freitag, 11. März, 19 Uhr

A'zapft is – Starkbieranstich

bay. Spezialitäten, Freibier und den Rossini's!

Sonntag, 13. März 18 Uhr im Schönbornsaal

FKK – Fränkisches Kabarett Karlstadt

mit Gerlinde Hessler und Werner Hofmann und ihrem neuen Programm. Bekannt aus der »närrischen Weinprobe« im Bayerischen Fernsehen. p.P. 12,00

Am 18. März 19.30 Uhr

„Das Menue“

unser Küchenchef Toralf Barth kocht ein ausgewähltes 5-Gänge-Menue und Weingutchef Georg Hünnerkopf zelebriert passende Spitzenweine dazu p.P. 50,00 inkl. Weine. Bitte reservieren.

Freitag, 8. April 19.30 Uhr im Schönbornsaal

Kulinarisch-musikalischer Abend

„Pikantes Essen und frivole Lieder“

mit dem Cafe Sehnsucht: Silvia Kirchhoff und Achim Hofmann. Ein leckeres 5-Gang-Menue, dazu Musik vom Cafe Sehnsucht, frech, spritzig, ganz schön scharf. Ein Genuss für Augen, Ohren und Gaumen. p.P. 32,50

Sonntag, 10. April 17.30 Uhr im Schönbornsaal

Chor- und Instrumentalmusik aus

Renaissance und Frühbarock

mit dem Vokal-Ensemble Colorata, Ltg. Mechthild Binzenhöfer und Estampes Musicales. Zu hören u.a. C. Monteverdi „Lamento d' Arianna“. Eintritt 8 Euro

Schloss Hallburg

97332 Volkach • Telefon 09381/2340

www.schlosshallburg.de

Amerikas Untergrund auf Einladung in Würzburg

nulldrei e.V. & Freakshow in Concert präsentieren:

THE FLYING LUTTENBACHERS am Sonntag, 20.03.05,
20.30 Uhr, Café Cairo;

Freakshow in Concert & Psychedelic Network präsentie-
ren: **URDOG** am Dienstag, 22.03.05, 21.00 h, Immerhin

Während George W. Bush durch Europa einen Werbefeldzug für seine Koalition gegen das Böse führt, hält es auch die Künstler des heimischen Untergrunds nicht mehr im eigenen Land. Im Schatten der großen Politik, und leider kaum vernehmbar in der Nische ihrer kulturellen Dissidenz, wollen sie doch mit allem Herzblut und unter Einsatz ihrer kaum überschätzbaren, musikalischen Kreativität auf die Existenz jener amerikanischen Individuen aufmerksam machen, die nicht als »zutiefst unmoralisch, verachtungswürdig und als vollendete Idioten in jeder Hinsicht« (URDOG) wahrgenommen werden wollen. Bush gilt ihnen als eine »böse und lebensgefährdende Kreatur«, der zu wünschen sei, daß sie eines Tages »vollste Rechenschaft für ihre endlose Litanei an Verbrechen gegen die Menschlichkeit und gegen die Welt« (URDOG) ablegen müsse. Solche Botschaft zu vermitteln, bedarf allerdings einer musikalischen Sprache, die sich fernab hält von der unreflektierten Konformität des kommerziellen Mainstreams.

Glücklicherweise gibt es in Würzburg auf dem Gebiet nichtkommerzieller, experimentierfreudiger Untergrund-Musik einige Fachleute, die sich als Veranstalter nicht zwei Mal bitten lassen. So gelang es in einer konzertierten Aktion von »Bad Alchemy«-Herausgeber Rigobert Dittmann, Charly Heidenreichs »Freak Show in Concert«, Horst Porkerts »Psychedelic Network« und der »Galerie nulldrei«, zwei der führenden amerikanischen Querkopfensembles dieser Zeit ins fränkische Weinaß zu holen.

URDOG aus Providence, Rhode Island, bezeichnen sich als eine Progrok/Psychedelic-Band. Gitarrist David Lifrieri, Organist Jeff Knoch und Drummerin Erin Rosenthal greifen tief in die elektronische Effektkiste, um ein in allen Facetten schillerndes, erstaunlich bewegliches, die Gehirnknochen verzwirbelndes, akustisches Monstrum zu gebären. Den Klängen dieses

Trios zu lauschen, dürfte geradezu ein Muß für jeden halbwegs intelligenzbehafteten Rockmusikliebhaber sein.

Die FLYING LUTTENBACHERS um Chicagos Undergroundlegende Weasel Walter sind allerdings von wesentlich härterem und dunklerem Kaliber: »Die beiden netten Jungs von nebenan (Mike Green und Ed Rodriguez) erzählen mit ihren Saiteninstrumenten völlig ohne Worte Geschichten davon, wie sie dem Teufelchen (Walter) am Schlagzeug geholfen haben, aus einem Avant-Jazz-Trio ein Punk-Jazz-Noise-Death-Grind-Was-Weiss-Ich-Noch-Alles-Post-Rock-Ensemble zu machen, das wie eine Dampfwalze Einflüsse von Strawinsky bis Deicide, von Albert Ayler bis Black Flag und von Magma bis Mayhem unter sich begräbt, komprimiert und mit Höchstdrehzahl achtern von sich gibt. Die ach so beliebte Dreierformation im beschleunigten Overkill!« (Presseinfo)

Der Stimme des anderen Amerika zu lauschen, hat sich eigentlich immer gelohnt, ob diese Stimmen nun Melville oder Faulkner, Kerouac oder Miller, Hendrix oder Dylan, Coleman oder Braxton hießen. Dies dürfte im Falle dieser beiden Konzerte nicht anders sein. [jz]

Kunstabewegung

In den vergangenen Wochen wurde in der Mainfrankenmetropole im wahrsten Sinne des Wortes Kunst bewegt wie selten zuvor. Aus dem Dommuseum ins Depot – dazu werden wir uns in der nächsten **nummer** äußern –, von einer Wand am neuen Justizgebäude auf einen Aktenwagen (siehe S. 11 in dieser Ausgabe) und womöglich noch in den Kulturspeicher, und – von der Öffentlichkeit kaum bemerkt – von einer Kirche in die andere und irgendwie umgekehrt, allerdings ohne Skandal. Hintergrund dieses letzten Beispiels ist, daß natürlich auch die evangelische Kirche ihren Kunstverständnis hat, weshalb Dekan Günter Breitenbach (im Bild rechts) einen aus 16 Bildern bestehenden Kreuzweg des fränkischen Malers PETER GEIST aus dem frühen 19. Jahrhundert, der 25 Jahre in der evangelischen Kirche St. Stephan hing, für Protestanten aber von keiner spirituellen Bedeutung ist, der katholischen Kirche zum Tausch anbot.



Foto: Weissbach

Domkapitular Jürgen Lenssen (im Bild links) nahm das Angebot an: Fortan soll der Kreuzweg die katholische Kirche Stift Haug zieren. Im Gegenzug haben die Evangelen für die Taufkapelle von St. Stephan aus dem Museum am Dom eine Himmelfahrtsdarstellung des Künstlers THOMAS LANGE aus dem Jahr 2000 erhalten.

Hier müßte jetzt eigentlich ein Absatz zum Durchatmen kommen, was wir uns nur aus grafischen Gründen ersparen. Und da nach übereinstimmender Ansicht von Kunstreferent und Dekan die Werke nicht miteinander vergleichbar seien, soll auch die Frage, wer bei dem Tausch den besseren Deal gemacht hat, nur rhetorisch gestellt werden. Ob das Bild des in Italien lebenden Künstlers THOMAS LANGE für die evangelischen Gläubigen allerdings je spirituelle Bedeutung erlangen wird, hängt mehr noch als beim Kreuzweg von deren Kunstverständnis ab. [wdw]

The GATES at Central Park – ein Ausflug nach New York

Was bringt einen wärmeliebenden Würzburger dazu, im kalten Februar nach New York zu fliegen?

Zum einen, den von früheren Besuchen her bekannten Central Park in einem anderen Kleid zu sehen, zum anderen – wie bei vielen New Yorkern auch – anlässlich einer »family reunion«: Ich kam aus Deutschland, meine Schwägerin, die früher nicht weit vom Park entfernt lebte, mit ihrer Tochter aus Kolumbien.

Am Samstagmorgen machten wir uns zu früher Stunde auf in den Park, um ab 8.45 Uhr die »Enthüllung« der GATES mitzerleben. 7500 verschieden breite, safrangelbe Tore standen über den Wegen des Parks, insgesamt 28 Meilen lang. Viele Helfer in Fünfergruppen öffneten mit einem Haken den Klettverschluss an den fast vier Meter hohen GATES und ließen den auf einer Papprolle aufgerollten Nylonstoff herabfallen. Die zuvor nackt wirkenden Tore wurden plötzlich optisch viel interessanter. Der Stoff flatterte im Wind, der Luftraum über den Wegen wurde beschnitten

durch eine bewegte Grenze des Stoffes. Der Spaziergang bekam etwas Spielerisches, Leichtes.

Die GATES verführten dazu, sonst kaum sichtbare Wege im hügeligen Bereich des Parks zu gehen oder rund um die großen Wiesen zu laufen, um die weitläufige Architektur des Parks wahrzunehmen. Gelaufen sind wir viel in den ersten Tagen der Enthüllung der GATES, fast jeden Tag einige Stunden im Park. Mit vielen New Yorkern, die oft etwas reserviert der Kunstaktion gegenüber waren (»Why did they spent so much money for orange shower curtains?«), aber sich das Ereignis dann doch nicht entgehen ließen.

Das Wichtigste, sagte die sieben Jahre alte Freya einem Reporter des nationalen Rundfunks am Eröffnungsmorgen auf die Frage, was sie denn davon hält, sei: »It's here to cheer people up«.

Es ist da, um die Leute fröhlich zu machen. Und froh waren wir, hier zu sein ...

Text & Foto: Stefan Diller



**Wenn's drauf ankommt
spielen wir eine tragende Rolle**



**Betonstahl IV S
Betonstahlmatten
von Ruhl**



Ochsenfurter Str. 86 · 97340 Marktbreit

Tel.: 09332/409-0 · Fax: 09332/409-44 · Internet: www.ruhl-baustahl.de



Burkard Schmidl

Sven Höhnke

The Secret Element

Eine Reise durch Klang und Licht

präsentiert von
Museum im Kulturspeicher und
Würzburg AG

26. Februar – 10. April 2005

Museum im Kulturspeicher
Veitshöchheimer Straße 5
97080 Würzburg
www.kulturspeicher.de

Madeleine Dietz

...über der Erde die Sonne



Raumskulpturen

26. Februar – 10. April 2005

Museum im Kulturspeicher
Veitshöchheimer Straße 5
97080 Würzburg
www.kulturspeicher.de